

Friedrich Kittler. Technik oder Kunst?
TUMULT Nr. 40, Schriften zur Verkehrswissenschaft
Büchse der Pandora Verlags-GmbH, Wetzlar, 2012
S.29-34

Der Post-Germanist

Frank Hartmann

Es war Mitte 1996, als der Anruf vom Einstein-Forum Potsdam kam: ob ich im Oktober eine Veranstaltung mit Friedrich Kittler in Berlin moderieren würde. „Erbschaft dieser Zeit“ war, frei nach Ernst Bloch, der Titel dieser Reihe. Nun, als relativ unerfahrener „freier“ Philosophiedozent erregte mich dieses Angebot und machte mich auch reichlich nervös: zwar kannte ich einige von Kittlers Texten, es war aber zu jener Zeit ungemein schwer, an Insiderwissen zu gelangen. Was in Kassel oder sonst wo ablief, war nur einer kleinen Szene bekannt, zu der ich nicht gehörte. Meine Mentoren aus dem philosophischen Fach waren in diese Richtung völlig blank. Zudem stand eine ganze Generation unter Schock – das seit längerem bestehende Internet wurde soeben auf breiter Basis wahrnehmbar, nachdem mit dem Web (bzw. Austauschprotokoll *http* und Auszeichnungssprache *html*) eine neue visuelle Oberfläche des Medialen generiert wurde. Aber war Kittler nicht der *buffalo soldier* der Kommandozeile? Ein Guerillakämpfer gegen den *Protected mode* von Microsoft? Einer, der dem Surfen auf den Wellen des Web sicher nichts abgewinnen konnte und wollte?

Ein privates Treffen vor der Veranstaltung in seiner Berliner Wohnung Nähe Tempelhof steigerte meine Nervosität nur noch. Ich erinnere mich an überfüllte Aschenbecher, leere Rotweinflaschen, allerhand Hardware-Schrott, einen veritablen *Typewriter*, und lehnte da nicht noch eine alte *Stratocaster* in der Ecke? Wie auch immer, dass Kittler sich in militärischen Anekdoten aus dem Zweiten Weltkrieg erging, erleichterte mir die Sache nicht gerade. Enttäuschend, aber was uns damals umtrieb – das Web mit seiner kalifornischen Ideologie, die Möglichkeiten einer europäischen Netzkritik – war es wohl eben nicht, worauf Kittler ansprang.

Zur Veranstaltung in der Staatsbibliothek kamen ca. 700 Personen, bunt gemischt, und ich begriff, dass Kittler längst ein Popstar der Medientheorie geworden war, der sein Publikum begeistert, völlig egal welche Töne er gerade anstimmt. Einer, der den kritischen Gegendiskurs zur Digitalmedien-Euphorie verkörperte, ohne dem deutschen Kulturpessimismus zu verfallen. Der Abend

war kein akademischer, aber auch Akademiker wurden nicht enttäuscht – ich hoffe, dass mein Erinnerungsoptimismus hier nicht trügt. Jedenfalls ist mir der Ausklang im Cafe Einstein noch in guter Erinnerung, wie auch weitere Treffen mit Friedrich Kittler in Wien und Berlin, bei denen ich seinen ermunternden Zuspruch für mein Projekt „Medienphilosophie“ (publiziert 2000) fand. Nachfolgend meine Notizen zur Theoriebildung bei Kittler – anders als fragmentarisch geht es nicht.

Diskursgebrecben

Wie organisiert eine Kultur ihre Diskurse? Welche Mechanismen sorgen für ihre Kontinuierung? In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts macht der Aufstieg des Computers zum zentralen Medium unserer Zivilisation deutlich, wie abstrakte technische Strukturen als mächtige, die menschliche Handlung überlagernde Faktoren wirken. Folglich muss kulturwissenschaftliche Forschung ein neues Verhältnis zur Technik finden. Dieses wurde von einem – technischen wie epistemologischen – Paradigmenwechsel eingeleitet, der die Abkehr vom Subjekt, vom Bewusstsein und von Handlungen ebenso wie vom bloß Gesellschaftlichen und Kulturellen zugunsten von Hardware, Infrastruktur und „Schaltungen“ implizierte. Der Name Friedrich Kittler steht wie kein anderer für einen medientheoretischen Ansatz, der in diesem Sinn die *Materialität von Kommunikation* zum nicht hintergehbaren Ausgangspunkt nimmt.

Im Fall von Texten etwa gibt es vorgängige Redeordnungen (Foucault 1974), wie auch Subjekte in ihren Äußerungen einer unbewussten Ordnung fundamentaler Signifikanten folgen (Lacan 1975). Jenseits von Texten aber wird im Ausgang des Industriezeitalters auch die Welt des Symbolischen zunehmend zur Welt der Maschine: Das ist relativ neu und rechtfertigt die Rede von einer technischen Medienkultur, in der nicht mehr die Menschen, sondern die Techniken „selber schreiben oder lesen“ (Kittler 1993: 8). Ihr Charakteristikum wäre, dass technische Standards und Schaltungen – durch automatische Übertragung, Speicherung und Informationsverarbeitung – bestimmen, was der Mensch ist. Sie öffnen neue (errechnete) Räume, in denen Kommunikation oder Sprache, und folglich menschliches Verstehen von ‚Sinn‘ und ‚Bedeutung‘, nicht länger die Funktionsgrundlage bilden.

Mit dieser These katapultierte sich Friedrich Kittler Mitte der 1980er Jahre ins Zentrum einer spezifisch deutschen Medientheoriebildung, die gerade dabei war, sich die Dimension eines ‚Understanding Media‘ (Marshall McLuhan) dezidiert

jenseits von geisteswissenschaftlicher Hermeneutik (Hans-Georg Gadamer), negativer Dialektik (Theodor W. Adorno) oder lebensweltlicher Kommunikation (Jürgen Habermas) anzueignen. Die vom französischen Poststrukturalismus begonnene *Austreibung des Geistes aus den Geisteswissenschaften* wurde gerade von jenen deutschen Literaturwissenschaftlern aufgegriffen, die nicht länger immanenten Werkinterpretationen folgen mochten und daher nach der medialen Verfasstheit von Literatur selbst zu fragen begannen. Den äußeren Rahmen dazu bot etwa das Forschungsprojekt ‚Literatur- und Medienanalyse‘ (Kassel 1986-1990), in dem der damals in Freiburg, aber auch als Gastprofessor in Stanford (USA) und in Paris lehrende Germanist Kittler eine führende Rolle einnahm.

Technizität des Medialen

Erforschte Philosophie die Bedingungen der Möglichkeit von Erkenntnis, so rekonstruierte sie diese mit Immanuel Kant im 18. Jahrhundert als *apriorische*, also jeder empirischen Erfahrung vorgängige Daseinsgrundlage. Im 19. Jahrhundert jedoch erschütterten neue Medientechnologien die Basis des transzendentalen Standpunkts, indem etwa Bild- und Tonaufzeichnung neuartige Erfahrungsmöglichkeiten einräumten. Damit setzte sich eine apparative Form der Synthesis von Wahrnehmungen durch: Analogmedien wie Fotografie, Film, Phonographie, und schließlich Radio veränderten nachhaltig das kulturelle Archiv, in dem der alphabetische Code nun nicht mehr ausschließlich vorherrscht. Im 20. Jahrhundert sorgte dann der Übergang zu einer Kultur der Digitalmedien (Computer) für eine definitive Depotenzierung des tradierten Schriftmonopols. Dies hat erkenntnistheoretische Implikationen und provoziert die Frage danach, was einerseits die Dimension menschlichen Ausdrucksvermögens *formatiert*, sowie andererseits danach, was die Entwicklung des Medialen eigentlich vorantreibt.

Kittlers Ansatz greift Foucaults Frage nach dem *historischen Apriori* (Foucault 1973: 183ff.) auf und übersetzt sie ins elektronische Medienzeitalter, in dem Computer sämtliche Medien zu einem neuen Mediensystem organisieren, das wiederum als Bedingung der Möglichkeit geistigen Schaffens wirkt, als ein *mediales Apriori*. Mit unverhohlener Aversion gegen die 68er-Generation, deren theoretische Vertreter sich in aufklärerischer Absicht der sozialen und sprachlichen Verfasstheit von Wirklichkeiten widmeten, wendet sich Kittler dem blinden Fleck des kritischen Soziologismus zu: der Technizität, und zwar zunächst jener von Texten selbst, sodann von den Medien der Kultur als solchen.

Aufschreibesysteme

Eine erste Möglichkeit, nach den medialen Bedingungen von Literatur zu fragen, ist die Erforschung ihrer pädagogischen wie praktischen Voraussetzungen, die in der Vermittlung von Schreib- und Lesefähigkeit bestehen. Wer oder was das ‚Aufschreiben‘ der Literatur besorgt, unterscheidet sich nach den kulturtechnischen Bedingungen, die dazu genutzt werden. So sind Literatur und Geisteswissenschaften in ihrer allgemeinen Form mit Produktions- und Verbreitungstechniken wie dem Buchdruck in Zusammenhang zu bringen. Diese stehen für das mediale Dispositiv, welches eine spezifische Form von Informationsverarbeitung zulässt und damit das bestimmt, was der Kultur einer bestimmten Zeit als Bedingung der Möglichkeit von Wissen gilt.

Dazu erforschte Kittler in seiner Habilitationsschrift zwei Zäsuren, die er als spezifische Abgrenzungsereignisse identifizierte: *Aufschreibesystem* wurde dafür als jene Bezeichnung gewählt, die auf ein Jenseits verständiger Subjektivität in Richtung anonymer Medientechnik weist – Kittler hat sie bei Daniel Paul Schreber entlehnt, der 1903 in seinen *Denkwürdigkeiten eines Nervenkranken* angemerkt hat: „Wer das Aufschreiben besorgt, vermag ich [...] nicht mit Sicherheit zu sagen“ (Kittler 1987: 304). Zur Neuauflage seiner Studie „Aufschreibesysteme 1800/1900“ bezeichnete Friedrich Kittler diese als „Netzwerk von Techniken und Institutionen [...], die einer gegebenen Kultur die Entnahme, Speicherung und Verarbeitung relevanter Daten erlauben“ (ebd.: 429). Solch anonyme Aufschreibesysteme, so Kittlers These, ergaben sich aus zwei Modernisierungsschüben:

- (1) die ‚Lesewut‘ um 1800 – eine allgemeine Alphabetisierung, die Ende des 18. Jahrhunderts mittels Lesefibeln die Stimme der Mutter ins Bildungssystem einbezogen hat, eine Oralisierung, die laut Kittler eine „Revolution des europäischen Alphabets“ zur Folge hatte: Zusammen mit dem diskursiven System von Universität und Literatur verhilft dieses Aufschreibesystem der deutschen Dichtung (der nationalisierten Muttersprache), allgemeine Sinngebungsinstanz bzw. Kulturträger zu werden. Sinnlich aufgeladenes Lesen wird zu einer wünschenswerten Utopie erhoben.
- (2) Die ‚Realaufzeichnung‘ um 1900 – die neuen Formen der mechanischen Datenspeicherung bzw. der „technischen Aufzeichenbarkeit von Sinnesdaten“ setzen sich durch. Dieses neue Speichern und Übertragen,

diese mediale Transposition erzeugt endgültig ein Delirium des Sinns, der mit interpretatorischer Immanenz nicht mehr zu entziffern ist. Man müsse daher nach diesem neuen Konzept der Einschreibung fragen, die auf Medientechniken, aber nicht mehr unbedingt auf Menschen rückführbar wären.

Für letzteres steht ganz konkret die Erfahrung Friedrich Nietzsches, dem ersten Philosophen, der zeitweise eine Schreibmaschine benutzt hat (Nietzsche 2002). Durch den Umgang mit der Maschine verändert sich das Schreiben – wie er feststellte: „Unser Schreibzeug arbeitet mit an unseren Gedanken“ (Kittler 1986: 304). Kittler behauptet, Nietzsche habe damit begonnen, die Schreibmaschine selber zu denken, allerdings blieb bis auf derartige Spuren die Philosophie auch in den Folgejahrzehnten weitgehend frei von jedem medientechnischen Denkstil.

Technische Kehre

Nach dem Leitmedium Buch arbeiten Phonographen, Grammophone und Kinematographen an neuen Formen der kulturellen Einschreibung, sie lassen das humanistische Weltbild zerfallen. Auf internationale Standardisierung angelegte Übertragungstechnologien breiten sich aus (Hartmann 2006). Die nunmehr entstehende Nachrichten- und Informationstechnik bildet die Grundlage für ein neues, formalisiertes Schreiben (das letztlich ein Codieren ist), welches vorrangig nicht Bedeutungen trägt, sondern Schaltungen funktionieren lässt. Schaltpläne wiederum werden anders gelesen als Romane, und Programme brauchen überhaupt keine Leser mehr, lediglich Automaten, um ausgeführt zu werden. Wiederum zeichnet sich eine neue Ordnung ab, die der *Algorithmen* oder des maschinell exekutierbaren Ausdrucks. Der binär codierte Computer, als universaler Rechner mit *Von-Neumann-Architektur* (dessen Speicher Daten und Programme auf dieselbe Art ablegt) wird als epochale Wende gesehen:

„Von Leibniz bis zu Kronecker hießen die schlichtesten der Zahlen, binäre oder auch natürliche, von Gott gegeben; von Descartes und Hegel bis zu Dilthey war der ‚Sinn‘, den ein Subjekt den Objektivitäten oder Medien überstülpte, hinterrücks ein Widerstand, die Technik nicht zu denken. Offenbar mussten die Zahlen erst vom Menschen Abstand nehmen und ins Medium selbstläufiger Maschinen fallen, auf dass die Technik als *Ge-stell*, Sein und Denken ineinander fugend, überhaupt erscheinen konnte. Als Alan Turing 1936 seine

Papiermaschine anschrieb, die Prinzipschaltung aller möglichen diskreten Computer, vollzog er diese Kehre“ (Kittler 2003: 202).

Freilich haben Turings automatentheoretische Reflexionen nicht direkt mit dem Bau realer Computer zu tun; sie stehen allerdings für eine Theorie des Computers, die aufzeigt, wie Rechengvorgänge in kleinste Schritte zerlegt, algorithmisch reformuliert und folglich von einer Maschine ausgeführt werden können. Damit steht sie paradigmatisch für eine postmoderne Welt der mechanistischen Selbstüberbietung, in welcher Kommunikationsverhältnisse radikal reformuliert wurden: seit Claude Shannons *mathematischer Kommunikationstheorie* als technische Selektion und nicht länger als semantisch auflösbarer Vorgang der Übertragung von Sinn. Signifikant ist hierbei, dass weder inhaltliche Interpretation von Botschaften noch die Adressierung von Menschen etwas zur Lösung des „modernen Rätsels“ der Materialitäten der Kommunikation beizutragen vermögen (Kittler 1993: 161–181).

Statt Autorenabsichten oder Bedeutungen nachzuspüren rücken also nun Regelkreise von Sendern, Kanälen und Empfängern ins Zentrum der Theoriebildung – es geht um die medialen Effekte auf Gedanken und Theorien. Damit verbunden wird ein Misstrauen in Geist, Aufklärung, das Humane – zugunsten von Technik: „Von den Leuten gibt es immer nur das, was Medien speichern und weitergeben können“ (Kittler 1986, Vorwort). Die Kultur ist ein Produkt ihrer Technologien, und so wird die Erforschung von Mediensystemen und Medientransformationen unumgänglich.

Für Kittler werden mit dem Ende der letzten Medienrevolution vom „Pentagon“ und von „Microsoft“ entmündigte Anwender, ausgestattet mit durchstandardisierten Interfaces, „in eine undurchschaubare Simulation“ verwickelt, die sie angeblich vergessen lässt, dass sie als „Untertanen“ ebenso produziert worden sind, wie zuvor als „Bücherleser, Kinobesucher und TV-Zuschauer“ (Kittler 1993: 211f.). Typisch für Kittler ist ein provozierend lakonischer Tonfall, in dem er seine Thesen vorträgt. Sie laufen immer auf eine grundsätzliche Desillusionierung hinaus, die darin besteht, alle Hoffnung auf ein Gelingen der Aufklärung letztlich fahren zu lassen. „Wollte man“, wie sein kanadischer Übersetzer in einer klugen Bemerkung festhält, „aus Kittlers Texten eine Anthropologie herausdestillieren, wäre ihr Kernsatz: Der Mensch ist das Wesen, das immer wieder dazu programmiert wird, seine Programmierungen zu verkennen“ (Winthrop-Young 2005: 170).

Der Punkt dabei ist, dass die Digitalmedien den Menschen als Referenz buchstäblich nicht mehr brauchen, denn ihr Funktionieren ist nicht länger auf die Existenz einer Semantik angewiesen; auch sind die technisch ausdifferenzierten Datenströme den Menschen nicht mehr direkt zugänglich, und der Begriff des Mediums wird damit überflüssig (Kittler 1986: 8). Genau genommen müsste er nun durch den Begriff des *Interface* ersetzt werden: durch die Frage, wie hier der Mensch vom technischen System her sich als Gattungssubjekt adressiert – doch die Korruption durch den schönen Schein der Benutzeroberflächen interessiert die der operativen Logik, und damit dem Eigensinn von Medientechnik verfallene Theorie Kittlers, nicht mehr wirklich, ebenso wenig wie die blindwütige Gebrauchskultur des Netzes. Denn je mehr die *Social networks* das ihm verhasste „Soziale“ in der Technik wieder auftauchen ließen, desto obskurantistischer wurde sein eigener Ansatz.

Griechendämmerung

Als Professor für ‚Geschichte und Ästhetik der Medien‘ in Berlin kritisierte Kittler nicht nur die Hardware-Blindheit, sondern auch den ahistorischen Ansatz des medientheoretischen Mainstreams. So wandte er sich vehement gegen eine Kulturwissenschaft, die sich in einer Art Restverwaltung des deutschen Idealismus in einer Verkennung der technologischen Grundlagen von Kultur gefällt, und plädierte insgesamt für einen Rückgang zu deren eigener Geschichte (Kittler 2000). Dazu scheint es nötig gewesen zu sein, deren letzten großen Idealismus, nämlich die Heideggersche Seinsgeschichte, auf ganz bestimmte Art zu aktualisieren: Mit einem mehrbändig angelegten Spätwerk führte Kittler seine nun eher spärlich gewordenen Leser zum antiken Griechenland zurück, zu Pythagoras und den Ursprüngen von Alphabet, Musik und Mathematik.

Es sollte eine Rückführung zu einer Poesie jenseits der Erkenntnisinteressen von kritischer Vernunft sein (Kittler in Telepolis 2006). Sie verpflichtete sich jedoch nicht dem Griechentum der deutschen Romantik, eher wohl den praktischen Anfängen von Kulturtechnik, der konkreten Manipulation formalisierbarer Zeichenelemente. Einerlei, ob diese Manipulation sich nun in diskreten Schritten des antiken Leierspiels oder heutigen Programmiersprachen konkretisiert, sie steht auf der Seinsgrundlage von Zahlenverhältnissen (die Kombinatorik aus Buchstaben, Noten oder Ziffern). Kittlers „*Work in progress*“ widmet sich also der Seinserschließung durch Mathematik als einem wiederum vom traditionellen Philosophieren vergessenen oder erfolgreich verdrängten Zusammenhang der jeder ‚Kulturalisierung‘ vorgängigen Strukturen.

Vermächtnis und Auftrag

Paradoxerweise führte Kittlers teils drastisch komprimierte Thematisierung nicht nur von „Schriften über Technik, sondern auch Schriften in der Technik selbst“ (Kittler 1993: 8) gerade in den 1990er-Jahren, als der Gebrauch von Personal-Computern weltweit zu einem Teil der Alltagskultur wurde, mehr als eine Generation von Studierenden dazu, die Technizität der Medienanwendungen ernst zu nehmen und nach der Hardware hinter den Software-generierten Oberflächen zu fragen.

Die Lektüre von Kittlers *Technischen Schriften* fällt jedoch nicht leicht, da er seine Prämissen nicht immer klar darlegt und technische Kenntnisse stillschweigend voraussetzt oder sie gar im esoterischen Gestus seiner Wissenschaftsprosa aufgehen lässt, die auch schon kritisch als ‚Kittlerdeutsch‘ (Winthrop-Young 2005: 62) bezeichnet wurde. Zusammen mit einem paranoiden Grundton und einer Fixierung auf Krieg und militärstrategische Wurzeln aller Medientechnik sind das keine guten Voraussetzungen für eine nachhaltige fachliche Rezeption, in der Kittler durchwegs als Provokateur wahrgenommen wurde.

Die völlig neue Wahrnehmung kultureller Produktion unter der Perspektive von Materialitäten der Kommunikation (Hardware, Infrastruktur, Datenträger) bedeutete für manchen Kritiker schlicht Technikdeterminismus, verdient allerdings gebührenden Respekt hinsichtlich jenes Gehalts, der Marshall McLuhans medientheoretische Neubegründung mit der Frage nach Effekten anstelle von Inhalten der Medien aufgreift und radikalisiert hat – Theoriebildung unter Computerbedingungen, auch als *Medienarchäologie*, die ahumanistisch und folglich anti-hermeneutisch angelegt ist und welche die sozialwissenschaftlichen Aspekte der *Kritischen Theorie* mit ihrer Orientierung am politischen Bewusstsein von Handlungssubjekten ebenso vehement ablehnt, wie sie sich als striktes Gegenprogramm zur technischen Unbekümmertheit von *Cultural Studies* verstand.

Medien sind keine Transportmittel für Inhalte, sondern Übersetzer für sinnliche Erfahrbarkeit. Legte diese Grundthese von McLuhans Medientheorie lange vor Kittler schon eine über die ‚Vermittlung von Inhalten‘ weit hinausgehende Perspektive an, so ist die Medientheorie nach Kittler gefordert, seine These einer allen Kommunikationsverhältnissen vorgängiger „maschineller

Diskursverarbeitung“ (1993: 57) wieder mit den sozialen Verhältnissen in Online/Offline Habitaten rückzukoppeln.

Literatur

- Foucault, Michel (1974): Die Ordnung des Diskurses. München: Hanser
- Foucault, Michel (1973): Archäologie des Wissens. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Hartmann Frank (2006): Globale Medienkultur. Technik, Geschichte, Theorien. Wien: WUV/UTB
- Kittler, Friedrich (2006): Musik und Mathematik. Band 1: Hellas, Teil 1: Aphrodite. München:Fink
- Kittler, Friedrich (2003): Zahl und Ziffer. In: Krämer, Sybille/Bredekamp, Horst (Hrsg.) (2003): 193–204
- Kittler, Friedrich (2002): Optische Medien. Berliner Vorlesung 1999. Berlin: Merve
- Kittler, Friedrich (2000): Eine Kulturgeschichte der Kulturwissenschaft. München: Fink
- Kittler, Friedrich (1993): Draculas Vermächtnis. Technische Schriften. Leipzig: Reclam
- Kittler, Friedrich (1987): Aufschreibesysteme 1800/1900. München: Fink
- Kittler, Friedrich (1986): Grammophon, Film, Typewriter. Berlin: Brinkmann & Bose
- Kittler, Friedrich (Hrsg.) (1980): Die Austreibung des Geistes aus den Geisteswissenschaften: Programme des Poststrukturalismus. Paderborn: Schöningh
- Krämer, Sybille/Bredekamp, Horst (Hrsg.) (2003): Bild – Schrift – Zahl. München: Fink
- Nietzsche, Friedrich (2002): Schreibmaschinentexte. Weimar: Bauhaus-Univ.
- Telepolis (2006): „Rock Me, Aphrodite“. Friedrich Kittler im Interview mit Antje Wegwerth (<http://www.heise.de/tp/r4/artikel/22/22695/1.html>)
- Winthrop-Young, Geoffrey (2005): Friedrich Kittler zur Einführung. Hamburg: Junius